

Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung

Band: - (1997-1998)

Heft: 3

Artikel: Frauenbeschneidung im interkulturellen Gespräch : ritzen, schneiden, zusammenheften

Autor: Lüthi, Doris

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1053666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weltweit sind rund 134 Millionen Frauen und Mädchen an ihren Genitalien beschnitten. Jedes Jahr werden über zwei Millionen weitere Mädchen und junge Frauen mit allen möglichen «chirurgischen» Schneideinstrumenten, Nadel und Faden malträtirt. Diese Frauen sind aber nicht einfach Opfer böswilliger Folter, sondern die Eingriffe erfolgen aufgrund spezifischer kultureller Praktiken, die mit der Vorstellung einhergehen, dass es sozial (und ästhetisch) wünschenswert ist, Frauen genital zu beschneiden.

Von Doris Lüthi*

Die Interdisziplinäre Kommission für Medizinethnologie (IKME) an der Universität Bern hatte im April dieses Jahres zu einem eintägigen Kolloquium zum Thema «Frauenbeschneidung: Kulturelle Praxis oder Menschenrechtsverletzung?» eingeladen. Die ReferentInnen legten konkrete Probleme rund um die Beschneidung von Frauen dar und stellten verschiedene Diskussionsansätze zu diesem Thema vor. Im abschliessenden Podiumsgespräch waren sich die TeilnehmerInnen einig, dass die Aufmerksamkeit hier in der Schweiz vor allem auf den Bereich der Aufklärungs- und Präventionsarbeit gerichtet sein muss.

Frauenbeschneidungen werden heute vor allem in Afrika, im Nahen Osten und in Südostasien durchgeführt. MigrantInnen, die aus Gebieten, wo Frauen beschnitten werden, nach Europa auswandern, bringen die Praxis (wieder) in unsere Breitengrade mit. In den meisten europäischen Staaten ist die Beschneidung von Mädchen und Frauen gesetzlich verboten, aber dennoch wird oft gerade in der Migration an der Tradition festgehalten. Nicht zuletzt auch, um im Exil eine kulturelle Identität zu wahren, sprechen sich viele MigrantInnen für die Beibehaltung ihrer Tradition in den Exilländern aus. Es versteht sich von selbst, dass die Gefahren der illegalen Beschneidungen riesig sind. Das gesundheitliche Risiko der Opfer ist in der Illegalität um ein Vielfaches erhöht. Alleinige gesetzliche Massnahmen zur Verhütung der Beschneidungen sind unzureichend. Es geht vielmehr darum, althergebrachte rituelle Praktiken zur Diskussion zu stellen und zu versuchen, gesellschaftliche Zwänge, die die Gesundheit und Integrität von so vielen Frauen ernsthaft gefährden, langfristig zu verändern.

Drei Beschneidungsarten kommen vor allem zur Anwendung. Sie unterscheiden sich in der Art des Eingriffes und damit verbunden im Heilungsprozess und den unmittelbaren Folgen. Die «gemässigteste» Form ist die «Sunna»-Beschneidung, bei der die Klitorisvohaut, die Klitorisspitze oder die ganze Klitoris beschnitten wird. Bei der «Exzision» werden die ganze Klitoris, die kleinen Schamlippen und teilweise auch die grossen Schamlippen ganz oder teilweise entfernt. Die radikalste Beschneidungsform ist die «Infibulation». «Klitoris und kleine Schamlippen werden ganz entfernt. Die grossen Schamlippen

werden ausgeschabt, dann mit Dornen zusammengeheftet oder mit Ziegendarm (in der Arztpraxis mit Chirurgenfaden) so vernäht, dass für Urin und Menstrualblut nur eine 'hirsekorngrosse' Öffnung bleibt. Um den Geschlechtsverkehr zu ermöglichen, muss der Ehemann seine Frau mit dem Penis 'öffnen' (Defibulation)» (antagem, vgl. Kasten).

Beschneidung oder Verstümmelung

Ausdruck für den Versuch, dem schwierigen Verhältnis von kultureller Praxis und Menschenrechtsverletzung sprachlich gerecht zu werden, sind die Worte, die für die «Operationen» an den Genitalien von Frauen und Mädchen benutzt werden. Die Bezeichnungen sollen weder beschönigen, noch sollen Frauen, die diese Tradition praktizieren, bevormundend vor den Kopf gestossen werden. Eine Frage lautet denn auch, ob «Beschneidung» von Mädchen und Frauen ein adäquater Begriff ist. Denn hier wird ein Ausdruck verwendet, mit dem eigentlich die genitale Beschneidung von Knaben oder jungen Männern bezeichnet wird. Die Beschneidung an den männlichen Geschlechtsteilen ist aber vergleichsweise harmlos; die jungen Männer und Knaben sind nicht den gleichen gesundheitlichen Risiken ausgesetzt wie die Mädchen oder jungen Frauen. Der Eingriff an den weiblichen Genitalien kann für die Frau oder das Mädchen sehr gesundheitsgefährdend oder gar lebensgefährlich sein. Bei der Operation selber können unstillbare Blutungen auftreten oder andere Organe verletzt werden. Während der Zeit der Ausheilung ist die Infektionsgefahr im Unterleib sehr gross, und es besteht sogar die Gefahr von chronischen Entzündungen.

Zudem ist die genitale Beschneidung von Frauen in den meisten Fällen auch auf andere soziale Normen und Werte zurückzuführen als die von Männern. Viele Aktivistinnen gegen die «Operationen» an den Genitalien von Frauen sprechen deshalb von genitalen Verstümmelungen (female genital mutilation, FGM) und brauchen damit einen Begriff, der eine klare Werthaltung transportiert. Im interkulturellen Dialog kann sich die ablehnende Ausdrucksweise jedoch negativ auswirken, weil damit besonders Frauen, die aus Regionen stammen, wo Frauen und Mädchen an ihren Geschlechtsteilen rituell operiert werden, mit einer Haltung konfrontiert sind, die ihre traditionellen Praktiken als falsch ansieht. Das kann zu einem Gefühl von unangemessenem

Einmischen in die eigene traditionelle Praxis führen und den Dialog blockieren oder sehr einseitig gestalten.

Menschenrechte und kulturelle Eigenarten

Aussenstehende beurteilen die Beschneidung von Frauen und Mädchen sehr unterschiedlich. Zwei Arten, an das Thema heranzugehen, stehen sich diametral gegenüber und stecken das Feld ab, das der Tagung im April als Diskussionsgrundlage diente. Bei der ersten Art wird die genitale Verstümmelung von Frauen als Menschenrechtsverletzung angesehen und bedingungslos verurteilt. Diese Haltung geht von der Annahme aus, dass die von den Vereinten Nationen deklarierten Menschenrechte universal, das heisst auf der ganzen Welt gültig sind. KritikerInnen wenden dazu ein, dass die Menschenrechtskonvention der UNO ein westliches Machwerk ist, dessen weltweite Gültigkeit («alle», «niemand») angezweifelt werden muss. Ein Kritikpunkt ist, dass die Menschenrechtskonvention auf das Individuum fokussiert und nicht berücksichtigt, dass die Idee von Individualität nicht überall denselben Stellenwert habe wie in den westlichen Industriegesellschaften.

Die gegenteilige Meinung kann als kulturrelativistisch bezeichnet werden. Kulturelle Eigenheiten werden relativiert und als einem bestimmten Raum zugehörig, als nicht kritisierbar weil kulturspezifisch, eingeschätzt. Für die Frauenbeschneidung würde das heissen, dass Kritik, die nicht aus dem kulturellen Umfeld der Beschneidungen kommt, nicht zulässig ist, da sie sich in fremde Praxis einmischt und diese zu beurteilen sucht. Die Perspektive, die KulturrelativistInnen wählen, ist die der distanzierten Beobachtung, und anders ausgedrückt bedeutet Kulturrelativismus auch, dass alles, was in einem bestimmten kulturellen Kontext praktiziert wird, gut und berechtigt ist.

Innerhalb dieser polaren Ansätze finden einige Diskussionen um soziohistorisch bedingte, für die einen oder anderen verständliche kulturelle Traditionen statt. Ein eigentliches Dilemma ist, dass die kulturelle Eigenart ein Merkmal der Identität einer Frau sein kann und dass diese Eigenart mit Konzepten wie Stolz, Ehre und Würde besetzt ist. Wenn genitale Beschneidung also als eine kulturelle Eigenart bezeichnet wird, auf die frau mit Stolz hinweist, so ist das auch ein Ausdruck für das «Recht auf Differenz». Es be-

schneiden, zusammenheften

zeichnet das Recht, anders zu sein, zu fühlen und zu handeln, als dies von (westlichen) Wertvorstellungen allzu oft vorgegeben wird. Wie prägend westliche Vorstellungen sind, illustriert die Geschichte Kenias über die gesetzlichen Verbote von genitalen Beschneidungen von Frauen. Diese Verbote erfolgten meistens aufgrund von Druck der europäischen KolonistorInnen. 1906 wurde die Praxis in Kenia als dem ersten afrikanischen Land gesetzlich verboten. Urheberin des Verbots war die Mission der «Church of Scotland». Von der Bevölkerung wurde das Verbot nicht akzeptiert, und nach der Unabhängigkeit unter der Präsidentschaft von Jomo Kenyatta hat die Regierung offiziell darauf hingewiesen, dass KenianerInnen stolz sind auf die Beschneidungspraxis und diese als Merkmal «ihrer Kultur» betrachten. Auch 1996 scheiterte ein Vorstoss im kenianischen Parlament, die Beschneidungen zu illegalisieren.

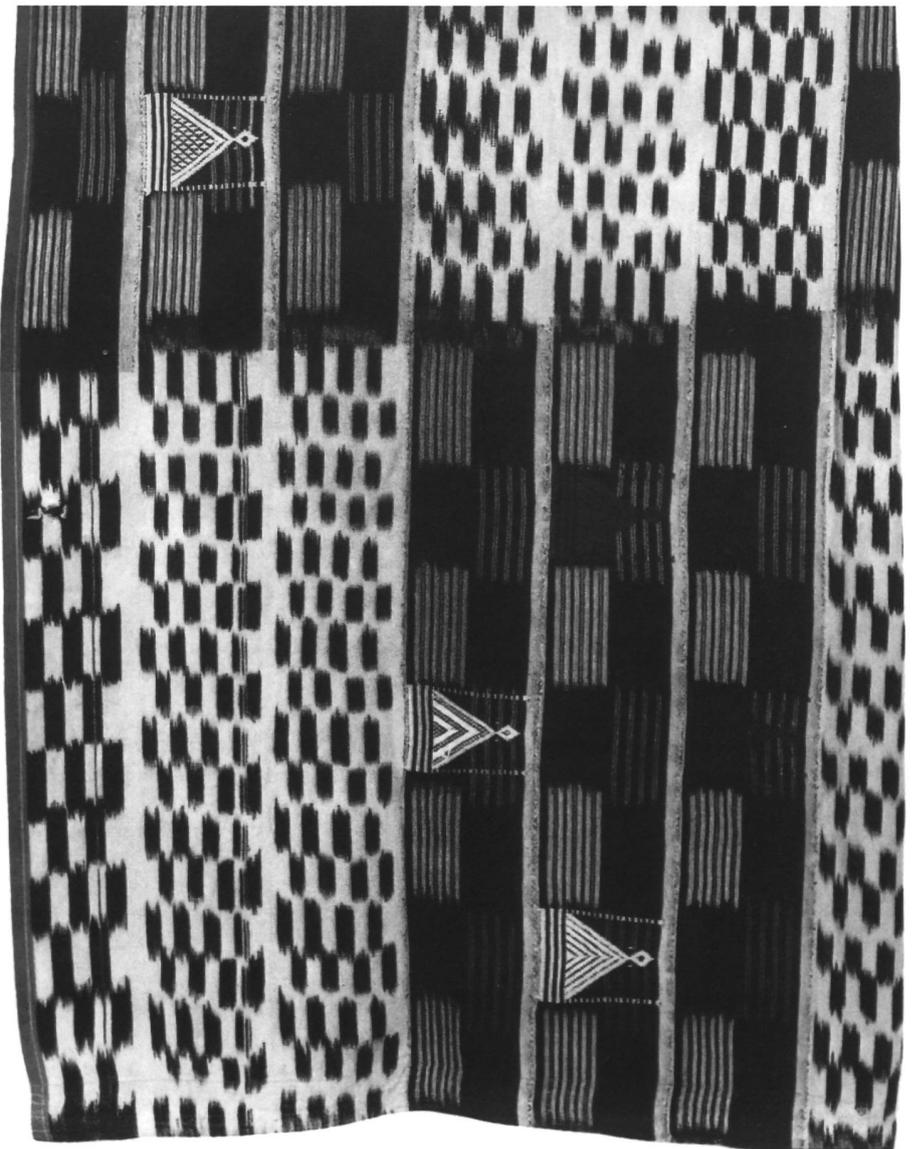
Konkret und unabhängig davon, ob eine Frau die Beschneidung befürwortet oder ablehnt, handelt es sich bei den Eingriffen am Körper der Frauen um Veränderungen, die die Sexualität und geschlechtliche Identität für immer prägen.

Obwohl durch die grösser werdenden Flüchtlingsströme aus beispielsweise afrikanischen Ländern nach Europa die Zahl der beschnittenen Frauen unter uns wächst, kann sich frau fragen, warum aussenstehende Feministinnen sich mit genitalen Verstümmelungen von Frauen aus Kulturen, die so gänzlich verschieden von der unseren sind, auseinandersetzen sollten. Die Beurteilung der Tradition scheint für viele klar zu sein: es handelt sich um ein weiteres Machtinstrument patriarchaler Gesellschaften, Frauen zu unterdrücken und ihre Sexualität zu kontrollieren. Das Zeitalter des internationalen Feminismus stellt eine wichtige Anforderung an Frauen. Die Fähigkeit, einen egalitären Dialog zu führen, ist unabdingbar geworden. Sowohl die UNO als auch die Weltfrauenkonferenz in Peking haben sich dem Thema der Beschneidung von Frauen angenommen und Resolutionen zur Abschaffung verabschiedet. Damit solche Resolutionen wirksam sind, ist es notwendig, eine breit angelegte Diskussion zu führen.

Gleichberechtigter Dialog

Die amerikanische Juristin Isabelle R. Gunning schlägt einen interkulturellen Dialog vor, in dem nach gemeinsamen Werten gesucht wird. Um das zu erreichen, müssen Femini-

Bild aus: Ann Hecht 1991: Webkunst aus verschiedenen Kulturen



Ikat-Tuch von der Elfenbeinküste

stinnen in allen Lagern eine Methode entwickeln, mit Hilfe derer sie jenseits vom Muster «richtig-falsch» denken und argumentieren lernen. Anhand der Diskussion von genitaler Verstümmelung an Frauen zeigt sie auf, was es heissen kann, fremde Traditionen, die frau am liebsten verdammen würde, zu verstehen und einen Dialog zu führen, der die unterschiedlichen Traditionen respektiert. Dabei geht sie davon aus, dass gesetzliche Verbote allein dem Anspruch von gegenseitigem Respekt nicht gerecht werden können, weil in

der «verlierenden» Kultur Veränderungen unter Androhung von Strafen erzwungen werden. Ein gleichberechtigter Dialog kann nicht aufrechterhalten werden, wenn die eine Gruppe die andere bestraft und zur Veränderung zwingt. Vielmehr muss nach einem Konsens gesucht werden, der für alle Beteiligten einsichtig ist. Methodologisch schlägt Gunning deshalb drei Schritte vor, denen Frauen sich bewusst sein müssen, wenn sie ihnen kulturell fremde Phänomene diskutieren. Erstens müssen sie sich über ihre eigenen Interessen,

Intentionen und die Vielschichtigkeit ihrer eigenen Geschichte im klaren sein. Für das Beispiel der Frauenbeschneidung heisst das aus der westlichen Perspektive heraus, dass Frauenbeschneidungen nicht einfach das Problem der «Anderen» sind, denn auch im Westen wurden Frauen beschnitten. In den Vereinigten Staaten war die Klitoridektomie oder Kastration von Frauen seit den späten 60er Jahren des letzten Jahrhunderts bis mindestens 1937 ein gängiges Mittel, um sogenannte weibliche Geistesgestörte zu kurieren. Weibliche Hysterie oder Geisteskrankheit sollten so angeblich geheilt werden. Zu den Klientinnen, die genital beschnitten wurden, gehörten aber auch Lesbierinnen und aufmüpfige Frauen, die Hosen trugen oder sich für Frauenrechte einsetzten. Die Operationen erfolgten auch bei uns nicht selten mit der Unterstützung von weiblichen Verwandten und Bezugspersonen. Bevor wir also die Praxis der Beschneidung von Frauen als ein afrikanisches, mittelöstliches oder südasiatisches Phänomen betrachten, müssen wir beachten, dass auch in unserer Gesellschaft Frauen beschnitten wurden.

Stereotypen überwinden

Zweitens sollen sich im Dialog die verschiedenen Diskussionspartnerinnen damit auseinandersetzen, wie die «Anderen» sie sehen und was sie für diese verkörpern können. Mit anderen Worten, jede versucht sich selber so zu sehen, wie allenfalls die «Andere» sie sehen könnte. Für westliche Feministinnen, die beispielsweise nicht-europäische Immigrantinnen betreuen oder als medizinisches Personal arbeiten und dabei auf Frauen treffen, die genital beschnitten sind oder ihre Töchter beschneiden lassen wollen, heisst das, dass sie von den «Anderen» als Vertreterinnen des imperialistischen Nordens gesehen werden, die sich aus einem Gefühl der kulturellen Überlegenheit heraus in ihre Angelegenheiten einmischen. Analog dazu muss sich die Frau aus der nicht-europäischen Kultur möglicherweise damit auseinandersetzen, dass sie als ein hilfloses, intellektuell unterentwickeltes Wesen gesehen wird, das aufgeklärt werden muss. Frauen müssen sich bewusst sein, dass sie solche stereotypen Bilder ineinander wecken können.

Soziale Zwänge hinterfragen

Drittens kann ein gleichberechtigter interkultureller Dialog nur erfolgreich geführt werden,

wenn die jeweils «Andere» in ihrem eigenen Kontext gesehen wird. Dazu gehört das Verständnis, dass gesellschaftliche Gegebenheiten immer einen weiteren Bezugsrahmen haben und in einem spezifisch gearteten historischen Umfeld entstehen. So ist es für die meisten Frauen in Ländern, wo Frauenbeschneidung eine kulturelle Tradition ist, noch heute so, dass Frauen ausschliesslich durch Heirat und Mutterschaft zu einem ehrbaren sozialen Status und ökonomischer Sicherheit gelangen. Gerade eben in diesen Gesellschaften ist es aber auch so, dass heiratsfähige Frauen beschnitten sein müssen, damit sie überhaupt als Ehefrauen akzeptiert werden oder heiraten können. Zudem ist in den meisten dieser Länder Heirat, Familiengründung und damit zusammenhängend auch die Sexualität, Schwangerschaft und Geburt von Kindern nicht ausschliesslich die Sache zweier Individuen, sondern die Angelegenheit einer grösseren Gemeinschaft. Somalische Immigrantinnen in der Schweiz berichten darüber, dass Frauen, die nicht beschnitten sind, von Männern der gleichen Ethnie nicht geheiratet werden. Das Ausmass dieser sozialen Tatsachen kann im europäischen Kontext nur verstanden werden, wenn mitberücksichtigt wird, dass eine durchschnittliche somalische Frau sich durch die Heirat schlicht ihren Lebensunterhalt sichert. Eine somalische Interviewpartnerin von Charlotte Beck-Karrer (Autorin von «Löwinnen sind sie» Gespräche mit somalischen Frauen und Männern über Frauenbeschneidung), Mutter von zwei Töchtern, antwortet denn auch auf die Frage, ob sie die Infibulation gut finde: «Es ist nicht gut. Aber man muss es machen. Ich werde es machen. Sonst können meine Mädchen nicht heiraten.» Bei den Fur, einem Volk im Westsudan, wurden in der präkolonialen Zeit nur Mädchen der höheren Schichten beschnitten. Es war einerseits eine Mode, andererseits aber auch ein Zeichen für den hohen sozialen Status und dafür, dass man «gut muslimisch» sei. In der Folge fingen auch die einfachen Leute an, ihre Töchter zu beschneiden und noch heute werden Frauen, die nicht beschnitten sind, in dieser Gesellschaft als minderwertig angesehen.

Die Liste der Beispiele, warum Beschneidungen in den betroffenen Kulturen als wünschenswert angesehen werden, lässt sich fortsetzen. Sie reichen von gesundheitlichen Vorteilen (ähnlich wie in Europa anfangs dieses Jahrhunderts) bis zu der Tatsache, dass

Beschneidungsrituale wichtige soziale Ereignisse sind, die sich nicht so einfach abschaffen lassen.

Aus einer frauenspezifischen Sicht heraus ist es klar, dass genitale Operationen – trotz den sozialen Zwängen, die dafür verantwortlich sind, dass die Eingriffe auch von vielen Frauen gutgeheissen und gewünscht werden – schmerzhaft, traumatische und erniedrigende Eingriffe in die physische und psychische Integrität der Mädchen und Frauen sind. Sie als Aussehenstehende gutzuheissen ist nicht möglich. Nötig ist aber ein multikultureller Dialog über gemeinsame Wertvorstellungen und den Konsens darüber, was als richtig und was als falsch angenommen wird.

***Doris Lüthi ist freie Mitarbeiterin der FRAZ und studiert Anglistik und Soziologie in Bern.**

Die Berner Ethnologinnen der Arbeitsgruppe antagem (*anthropologists against genital mutilation*; EthnologInnen gegen Genitalverstümmelung) sind die Autorinnen von verschiedenen Texten über Frauenbeschneidung und Herausgeberinnen von Informationsbroschüren für ÄrztInnen und Leute, die sich über das Thema informieren wollen. Mit ihrer Arbeit verfolgen sie das Ziel, aufzuklären und präventiv zu wirken. Literaturlisten oder Informationsmaterial können bestellt werden bei: antagem, Institut für Ethnologie, Länggassstr. 49a, 3000 Bern 9.

Inserat

mendelin

TEL 01 450 66 11
FAX 01 450 66 14
HÖFLI WEG 7
8055 ZÜRICH

WWW.ACCESS.CH/MENDELIN
MENDELIN@ACCESS.CH

grafik
multimedia
internet

